Zur Bürgenstocktagung des VSA

Autor(en): **Grimmer, Walter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **25 (1954)**

Heft 8

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-808415

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Zur Bürgenstocktagung des VSA

Die Redaktion ist dankbar dafür, dass sie die Erlaubnis erhalten hat, den nachstehenden Brief zu veröffentlichen, da in ihm eine auf dem Bürgenstock geäusserte Auffassung entwickelt wird, der stets Beachtung geschenkt werden sollte.

Sehr geehrter Herr Doktor,

Sie haben mir gesagt, Sie hätten sich darüber gewundert, dass ich an der Tagung auf dem Bürgenstock nicht am öffentlichen Gespräch teilgenommen habe. Nun verstehe ich sehr wohl, dass es etwas zum Verwundern ist, wenn ein Pfarrer, der 20 Jahre in seinem Amte stand und von berufswegen viel reden musste, in einer solchen Versammlung, wo so aktuelle Fragen behandelt werden, schweigt. Aber gerade da liegt auch das eigentliche Problem, das ich vom Bürgenstock mitgenommen habe, und das mich nicht nur in meinem persönlichen Denken, sondern vor allem in der mir neu gestellten Aufgabe der Leitung und Weitergestaltung der Schweiz. Anstalt für Epileptische in Zürich begleiten wird.

Neben den vielen Einzelfragen und lebendigen Aspekten, mit denen wir konfrontiert worden sind und von denen wir (gerade etwa aus dem Munde von Herrn Dir. Ammann oder von Herrn Regierungsrat Reich) gerne noch sehr viel mehr und genaueres gehört hätten, verstärkte sich von Referat zu Referat zunächst ein Gesamteindruck: Hier sind offenbar keine Ideologen am Werk, sondern bewährte Praktiker, die ganz und gar aus ihrer Erfahrung heraus reden. Jedes Wort, das nicht durch die Wirklichkeit belegt ist, ist verpönt. Und wenn es vielleicht auch bescheidene Erfahrungen sind, die hinter den Aussagen stehen, so haben diese letzteren in ihnen doch eine Golddeckung, an die man sich, aus dem mehr grundsätzlichen Denken kommend, zuerst gewöhnen muss.

Der andere Eindruck aber begleitet mich aus dem Schlusswort von Herrn *Weber* (Basel). Dieser hat darauf hingewiesen, dass er die Freiheit und Selbständigkeit der privaten Anstalten befürworte, so lange sie auf gesunder Basis geführt werden. Und dies nicht etwa bloss wegen der grössern Wirtschaftlichkeit, sondern vielmehr deshalb, weil auf der privaten Grundlage ganz andere Kräfte mobilisiert werden können, die zur Führung gerade dieser Heime notwendig sind. Ich glaube damit die Aussage von Herrn Weber zwar nicht wörtlich, aber doch sinngetreu wiedergegeben zu haben.

Damit sind wir aber offenbar auf einen sehr wesentlichen Zusammenhang hingewiesen, von dem an der ganzen übrigen Tagung kaum die Rede war, und der doch wohl für die Zukunft im schweizerischen Anstaltswesen sehr massgebend, ja im Grunde wohl entscheidend sein wird. *Noch* gibt es also Reserven, die wenigstens in privaten Anstalten mobilisiert werden können. Reserven, ohne die unser Dienst zu einem zwar vielleicht sehr korrekten, technisch vorbildlichen, wissenschaftlich auf der Höhe stehenden — und doch innerlich leeren und unfruchtbaren Betrieb werden müsste. (Oder habe ich da zuviel hineingehört?) Aber weiter: *Noch* sind *Reserven* da. Wenn ich diese Aussage ernst nehme — und ich möchte sie ernst nehmen —, so drängen sich gebieterisch Fragen auf: Sind sie selbstverständlich in den freien Anstalten einfach da? Doch wohl nicht! Aber da und dort dürfen sie konstatiert werden. *Noch* sind sie da. Ist nicht zu fürchten, dass auch sie ausgehen? Haben Reserven es nicht eben gerade in sich, dass sie einen letzten Rest darstellen, für den Notfall bereit, dass sie aber besser ständig ergänzt würden, weil wir sonst plötzlich vor leeren Speichern stehen?

Und hier kommt die Frage, von der ich meine, dass ich sie nicht bloss als ehemaliger Pfarrer besonders scharf sehe, sondern dass gerade auch wir Anstaltsvorsteher sie ins Auge fassen, sie erkennen und darauf aufmerksam machen müssten.

Herr Direktor Ammann hat sehr eindrücklich von der Erziehung der Eltern geredet, einer Aufgabe, die sich sicher nicht bloss bei den Taubstummen stellt. Hier aber geht es um eine noch umfassendere Aufgabe: Um das Offenhalten der Quellen, die jene noch vorhandenen Reserven speisen und erneuern. Die meisten von uns werden ja doch erkannt haben, dass es in der Frage der Mitarbeiter nicht bloss um Besoldung und Freizeit geht, sondern vielmehr um eine ethische und religiöse Grundgesinnung, um eine letzte innere Verpflichtung und Ausrichtung des Menschen. Wenn diese verloren geht, dann haben wir auch mit der besten wissenschaftlichen Ausbildung, mit vorzüglichen sozialen Bedingungen und bis aufs letzte durchgestalteten Häusern und Räumen doch ausgespielt. Es müsste von uns aus deutlich gemacht werden, auf welchem Boden der menschlichen Gemeinschaft, auf welcher geistigen Grundlage allein unsere Häuser bestehen und gedeihen können.

Vielleicht aber ist dazu noch ein Weiteres zu sagen. Nach meiner Erfahrung gilt auf die Dauer mindestens teilweise der Satz, dass die einzelnen Häuser diejenigen Mitarbeiter bekommen, die sie verdienen. Eine so oder so geistig oder religiöse profilierte Gemeinschaft zieht diejenigen Menschen an, die in dieser Richtung zu gehen bereit sind. Wenn wir Menschen aus jener Reserve, auf die Herr Weber hingewiesen hat, suchen und zu Mitarbeitern gewinnen wollen, so müssen wir es wagen, unsere Anstalten in jedem Bereich ihres Lebens eben von der gleichen Lebensmitte her zu gestalten. «Wer da hat, dem wird gegeben werden, und er wird Ueberfluss haben; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen werden, was er hat.» (Matth. 13,12). So entsteht mindestens für diejenigen, die sich zum christlichen Glauben bekennen, unausweichlich die Frage nach der christlichen Gestalt der Anstalt. Vielleicht können wir unser Gespräch mit den Gemeinden, aus denen wir unsere Mitarbeiter erwarten, auch gar nicht anders führen als so, dass wir ganz praktisch die christliche Gestalt der Gemeinschaft zu verwirklichen und herauszustellen suchen und damit einen Beitrag zu der umfassenden Frage leisten, welches denn die Wirklichkeitsgestalt solcher Gemeinden sei. Dass diese auf die Dauer nicht von dem vergangenen Bilde leben können, das etwa der Apostel Paulus davon entwirft, ist ja heute vielen klar

geworden. Die Tatsache aber, dass auf dem Bürgenstock so wenig theoretisiert und so sauber und bescheiden von Tatsachen und Wirklichkeit geredet wurde, lässt mich leise hoffen, dass hier einmal im gleichen Rahmen und in der gleichen Weise von der Wirklichkeit jener Reserven, von ihrer Pflege und Vermehrung geredet würde, ohne die all unser Tun hoffnungslos verloren ist.

Dies alles sage ich Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, in grosser Dankbarkeit für das, was ich auf dem Bürgenstock an geistigem und menschlich-persönlichem Erleben empfangen habe und verbleibe mit den besten Grüssen

Ihr Walter Grimmer

Aus Vergangenheit und Gegenwart von Heimen und Anstalten

Die Beobachtung, die der Redaktor schon hie und da gemacht hatte, dass bei zahlreichen Lesern lebhaftes Interesse dafür besteht, Einzelheiten zu vernehmen aus der Geschichte und über das Wesen von bekannten und weniger bekannten Anstalten und Heimen, wurde durch die diesjährige Bürgenstocktagung durchaus bestätigt. Es sollen deshalb in zwangloser Weise derartige Artikel publiziert werden. Wir beginnen mit einem Bericht über die «Milchsuppe», wobei für eine Gesamtansicht dieser Institution auf das Titelbild in der Juni-Nummer verwiesen sei.

Die Arbeitsgemeinschaft «Milchsuppe» Basel

Ein Sozialwerk neuzeitlicher Hilfe für Gebrechliche und Invalide

Ein Insasse schreibt uns:

Jedes Jahr gehen ungezählte Patienten durch unsere Spitäler. Die meisten von ihnen sind so glücklich, nach kürzerer oder längerer Zeit das Krankenhaus geheilt wieder verlassen zu können, um in ihr gewohntes Leben zurückzukehren und ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Doch gibt es leider auch eine grosse Zahl anderer Patienten, die mit einer bangen Frage im Herzen der Entlassung aus dem Spital entgegensehen. Es sind dies Patienten, die nicht mehr an ihren Arbeitsplatz zurückkehren, vielleicht ihren Beruf gar nicht mehr ausüben können.

Arbeiter, die durch einen Unfall die Arme oder die Beine verloren haben. Wieder andere, die durch Kinderlähmung stark behindert sind, aber auch viele, die an schwerer Herzschwäche leiden. Dann aber auch Epileptiker, oder, wie der Schreiber dieser Zeilen, Tuberkulöse. Wie könnten solche Patienten sich auf die Entlassung aus dem Spital freuen können, zumal solche, welche kein Heim mehr haben und auch keine Angehörigen besitzen, die sich um den Patienten kümmern oder ihm Aufnahme gewähren. Für diese gibt es ja nur eine Möglichkeit, die traurige Fahrt ins Armenhaus. Was das heisst, wissen eben nur diejenigen am besten, die es erleben müssen. So ist es mir ergangen, vom Spital ins Armenhaus, und wieder vom Armenhaus ins Spital. Alle Anstrengungen, irgend an einem andern Ort unterzukommen, verliefen erfolglos. Warum nur? Alles aus lauter Angst vor der Ansteckung. Was kann ein Mensch dafür, wenn er von einer solchen Krankheit befallen wird?

Doch wo die Not am grössten, da ist Gottes Hilfe am nächsten! In einer Nummer «Das Band» erschien ein Hinweis über die Arbeitsgemeinschaft «Milchsuppe» in Basel. Dies war ein Hoffnungsschimmer für mich. Ich habe mich sofort angemeldet und hatte das Glück, hier eintreten zu dürfen. Nun darf ich wieder arbeiten sogar auf dem Berufe, den ich früher schon ausgeübt, in der Buchbinderei, werde mit Liebe und Güte betreut und gelte nicht als armengenössig. Bin in einem schönen Zweierzimmer untergebracht, auch das Essen ist gut und schmackhaft und die Wäsche wird im Spital aufs beste besorgt. Auch an Unterhaltung fehlt es nicht. Wir dürfen hin und wieder in den Kino, aber auch hier im Heim wird uns viel geboten an Vorträgen und Lichtbildern. Diese finden im Speisesaal statt. Neben dem Speisesaal ist auch ein Lesezimmer mit Billard und auch der Radio fehlt nicht, dann auch einige neue Tagesblätter. Eine reichhaltige Bibliothek ist ebenfalls vorhanden. Es würde zu weit führen, wollte man alles aufzählen, was für uns getan wird.

Und nun, wie ist dieses schöne und einzigartige Sozialwerk entstanden? Es verdankt seine Entstehung in erster Linie der Initiative des weitblickenden Bürgerspitaldirektors Moser. Er wusste aus eigener Erfahrung, dass es sehr viele Fälle gibt, wo de *Lücke* zwischen *Spitalentlassung* und Eintritt der *Arbeitsfähigkeit* so gross ist, dass mit den Mitteln des ordentlichen Fürsorgedienstes nicht geholfen werden kann. Die Häufung dieser Fälle schuf eine Gewissensnot, diesen ärmsten Patienten besser helfen zu können, als dies vorher geschah, besser, als diese kranken Menschen einfach in die Heimatgemeinde abzuschieben, einem ungewissen Schicksal ausgeliefert!

Dies war der erste Grund, der Herrn Direktor Moser zur Schaffung des Fürsorgewerkes «Arbeitsgemeinschaft Milchsuppe» führte.

Woher der Name «Milchsuppe»? Diesen seltsamen Namen hat diese Institution von einem gleichnamigen *Bauerngut,* das seinerzeit um den Preis einer «Milchsuppe» in den Besitz der Stadt Basel gelangt ist. Hinter diesem Namen jedoch verbirgt sich ein Werk, das seit 1935, also der Gründung bis heute, mehr als tausend Menschen zur Hilfe geworden ist.

Wer je nach Basel kommt, und vielleicht Gelegenheit hat, einen Gang durch die «Milchsuppe» zu machen, der wird erstaunt sein, wie dieses Werk sich entwickelt hat. Zuerst wurde im Jahre 1935 eine alte Schulbaracke übernommen, und zwar um den Preis von Fr. 400.—. Diese wurde als erste Unterkunft hergerichtet. Nach Beendigung der ersten Bauarbeiten (Verteilerküche, Ess- und Schlafraum, Jauchegrube